

Krise des Selbst: wie sich die Ökonomisierung in jeden Einzelnen einschreibt

Lammers, Britta

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lammers, B. (2014). Krise des Selbst: wie sich die Ökonomisierung in jeden Einzelnen einschreibt. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 7(1), -. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-431945>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Krise des Selbst

Wie sich die Ökonomisierung in jeden Einzelnen einschreibt

von Britta Lammers

abstract

Aktuelle Krisensymptome lassen sich derzeit nicht einzig auf der Ebene von Politik und Gesellschaft ausmachen, sondern manifestieren sich mit ebenso großer Wirkmacht auf der Ebene des Selbst. Als ein bedeutender Faktor für die angenommene Krise des Selbst, die ihr Sinnbild in der Zunahme psychischer Erkrankungen wie der Depression findet, wird die Infiltrierung des Einzelnen durch die mittlerweile nicht mehr allein im Erwerbsleben vorherrschende Wettbewerbs- und Konkurrenzlogik eines zugespitzten Kapitalismus mitverantwortlich gemacht. Dabei verkörpert der Kreativunternehmer in besonderer Weise die anzustrebende Subjektform unserer Zeit, wobei in diesem ‚Ideal-Ich‘ mannigfaltige Paradoxien angelegt sind, sodass es dem Einzelnen schwer fällt, vor dem Hintergrund der hohen Anforderungen eine kohärente Vorstellung von der eigenen Person zu entwickeln sowie Räume der Selbstwirksamkeit, Entschleunigung und Resonanz zu behaupten. Dennoch könnte der Krise, trotz oder gerade wegen dieser pessimistischen Zeitdiagnose, die Chance zur Veränderung innewohnen, wenn neue Wege der Unabhängigkeit vom Wachstumsparadigma erprobt würden.

Müde, leer, schwermütig, erschöpft, apathisch, überfordert, antriebslos – diese Reihung von Adjektiven beschreibt eine rapide zunehmende, geradezu inflationär diagnostizierte (Mode-)Erkrankung, die wie keine andere symptomatisch für die Paradoxien unserer Zeit steht: die Depression. Auch wenn das heutige Individuum sich darüber glücklich schätzt, aus den traditionellen, einengenden Wertekorsetts und Abhängigkeiten befreit zu sein und über das Recht verfügt, sich sein Leben – einschließlich Beruf, Partner oder sogar Lebensform – selbst

zu wählen, bezahlt es für diese spätestens seit Ende der 1960er Jahre erkämpfte Emanzipation einen hohen Preis (vgl. Ehrenberg 2008: 19). Lag der Zweck des Daseins zu jener Zeit vornehmlich darin begründet, ‚sich selbst zu erfahren‘, wird dem Selbst seit etwa der Jahrtausendwende die Aufgabe angelastet, ‚sich selbst zu erschaffen‘. Das Selbst ist nun machbar, egal ob im Fitnessstudio, beim Schönheitschirurgen oder beim ‚lebenslangen Lernen‘. Parallel zu dieser Entwicklung nehmen psychische Störungen wie Selbstverletzungen, Depressionen,

Die aufregende Freiheit, im Leben jedes nur denkbare Ziel verfolgen zu können, trifft in der Spätmoderne auf die verwirrende Unsicherheit darüber, welches der möglichen Ziele es überhaupt wert ist, verfolgt zu werden.

Ess- und Persönlichkeitsstörungen dramatisch zu (vgl. Verhaeghe 2013: 74). Kein Zufall, so die Hypothese dieses Artikels, denn die Verpflichtung, man selbst zu werden, erwächst nicht zuletzt aus der krisenhaften Zuspitzung einer Form des Kapitalismus, die Konkurrenz und Wettbewerb zum Leitziel nicht allein im öffentlichen, sondern auch im privaten Bereich erhebt. Die Verantwortung für das eigene Leben liegt in der individualistischen Gesellschaft allein in uns selbst und der Depressive scheint an eben jener Verantwortung gänzlich gescheitert zu sein (vgl. Ehrenberg 2008: 15). Als positiver Gegenentwurf steht dem Depressiven die Subjektform des Kreativ-Unternehmers gegenüber, der wie kein anderer die spätmodernen Anforderungen des Erwerbsleben zu meistern vermag und sich selbst als nie enden wollendes, zu optimierendes Projekt begreift (vgl. Sennett 1998: 57). Die kaum erfüllbaren, widersprüchlichen Erwartungen offen zu legen, die heute an das Subjekt in der Spätmoderne und insbesondere das ‚Ideal-Ich‘ des Kreativ-Unternehmers gerichtet werden, ist

das Ziel dieses Beitrags. Ob dieser Krise des Selbst auch ein positives Momentum respektive eine Chance innewohnt, ist eine Frage, der abschließend nachgegangen werden soll.

Verunsicherung total? Leben in der Spätmoderne

Die aufregende Freiheit, im Leben jedes nur denkbare Ziel verfolgen zu können, trifft in der Spätmoderne auf die verwirrende Unsicherheit darüber, welches der möglichen Ziele es überhaupt wert ist, verfolgt zu werden (vgl. Bauman 1995: 5). Zugegeben, die angesprochene Freiheit wird in erster Linie denen zu Teil, die sich nicht direkt von existenziellen Bedrängnissen bedroht sehen. Doch das allseits empfundene Unbehagen an den herrschenden Zuständen ist nicht nur ein schichtspezifisches Phänomen, sondern lässt sich ursächlich unter anderem auf folgenden ‚Januskopf‘ des sozialen Wandels zurückführen: Litt man in der Moderne an der diffusen Empfindung eines Mangels an Freiheit bei gleichzeitigem Übermaß an Ordnung, tauschten die ‚Kinder der Spätmoderne‘ diese der

III

Ordnung geschuldete Sicherheit gegen eine Freiheit ein (vgl. ebd.: 11), die paradoxerweise nicht gleichbedeutend mit einem gefühlten Mehr an Einfluss auf die Welt einherging. Was fehlt, ist das Gefühl, das im Bourdieuschen Sinne aufgezwungene ‚Spiel‘ und die diesem zugrunde liegenden ‚Spielregeln‘ tatsächlich beeinflussen zu können (vgl. Bauman 2007: 109).

Doch die simple Feststellung, einzig die vermeintlich überbordende Freiheit bereite dem so ständig vor die Wahl gestellten Subjekt unserer Zeit Schwierigkeiten, griffe zu kurz. Ein Blick zurück erhellt die Problematik: Alle Versuche, mittels der Rechtfertigung durch Ideologie ein Gesellschaftsideal in die Realität zu überführen, endeten im 20. Jahrhundert in einem Desaster, wie der Nationalsozialismus und der real existierende Kommunismus auf schaurige Weise vorführten. Statt sich weiter daran zu versuchen, die Gesellschaft zu formen, wurden die Anstrengungen in das Individuum verlagert, welches sich nun selbst zu erschaffen hatte (vgl. Verhaeghe 2013: 73). Die durch die Unbestimmtheiten der Spätmoderne entstehende ‚Sinnelücke‘ nach dem Wegfall der Systemkonkurrenz seit 1989 wurde sodann von einem neoliberalen Paradigma gefüllt, dem der Individualisierungsschub gerade recht kam. Es folgte eine Zuspitzung der kapitalistischen Produktions- und Gesellschaftsform, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu Transformationskrisen

auf der Ebene von Politik, Gesellschaft, aber auch und vor allem der Subjekte selbst führte (vgl. Demirović u.a. 2011: 8). Letztere sind in einer Zeit, die das Kollektive nicht länger kennt und der Individualisierung frönt, auf sich selbst zurückgeworfen (Bourdieu 1998: 112): „Und jeder weiß, daß dieses *Selbst* wenig ist.“ (Lyotard 1986: 54, Hervorhebung im Original)

Markt wohin man sieht. Die Allgegenwärtigkeit des Unternehmerischen

Seine enorme Kraft bezieht der Neoliberalismus zuvorderst aus seiner Ubiquität; soll heißen: Die Ökonomisierung und Übertragung des ‚Kosten-Nutzen-Kalküls‘ beschränkt sich keineswegs auf Staat und Wirtschaft, sondern infiltriert alle erdenklichen Lebensbereiche, die sich nach den Prinzipien betriebswirtschaftlicher Effizienz und Konkurrenz restrukturieren lassen (vgl. Butterwegge 2010: 236). In der Folge finden sich die Subjekte in einer „Winner-take-all-Gesellschaft“ (ebd.) wieder, in der nicht nur die Maximen der Individualisierung und der Flexibilisierung die Beschäftigungsverhältnisse dominieren, sondern auch private Beziehungen mitunter zum Tauschverhältnis degradiert werden. Das somit vorrangig dem Eigennutz verpflichtete Wesen muss erst selbst zur Ware werden, um in der Konsumgesellschaft bestehen zu können und trägt folglich auch im Sinne ‚individueller Le-

Das somit vorrangig dem Eigennutz verpflichtete Wesen muss erst selbst zur Ware werden, um in der Konsumgesellschaft bestehen zu können und trägt folglich auch im Sinne ‚individueller Lebenspolitik‘ das Risiko für seine lediglich scheinbar frei getroffenen Entscheidungen.

benspolitik‘ das Risiko für seine lediglich scheinbar frei getroffenen Entscheidungen (vgl. Junge 2006: 110).

Das Selbst wird zum *unternehmerischen Selbst*, in das sich die Wettbewerbslogik eingeschrieben hat. Nicht nur Güter und Ressourcen, selbst Anerkennung, Freunde oder Lebenspartner_innen werden nach der Logik der Konkurrenz verteilt. Und so gilt es stets, etwas mehr Energie zu investieren als der Nebenbuhler – eine Entwicklung, die sich insbesondere am Beispiel der Erziehungspraktiken oder auch der Arbeit am eigenen Körper nachvollziehen lässt (vgl. Rosa 2014: 66). Es entgeht kaum eine Regung „dem Gebot der permanenten Selbstverbesserung im Zeichen des Marktes. Keine Lebensäußerung, deren Nutzen nicht maximiert, keine Entscheidung, die nicht optimiert, kein Begehren, das nicht kommodifiziert werden könnte. [...] Und jeder Misserfolg belegt nur, dass man sich cleverer hätte anstellen können“ (Bröckling 2007: 283).

Zugegeben, die von Ulrich Bröckling als *unternehmerisches Selbst* titulierte Subjektform existiert wohl kaum in Rein-

form, sondern wirkt eher als Realfiktion und Als-Ob: „Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden.“ (ebd.: 47). Für die damit verbundene Ausrichtung der Individuen an den Maximen unternehmerischen Handelns lässt sich allerdings nicht alleinig das ‚Schreckgespenst‘ des Neoliberalismus verantwortlich machen. Hegemoniale Kraft konnte diese Subjektform nur entfalten, da sie an die Wünsche der Menschen nach stärker eigens bestimmter Arbeit, Autonomie und Selbstverwirklichung anschließt (vgl. ebd.: 58) – und dennoch hadern viele mit den unerfüllbaren Anforderungen, die die Prozesse der Ökonomisierung und Ästhetisierung des *spätmodernen Selbst* an sie stellen (vgl. Reckwitz 2010a: 126).

Die Kehrseite: Das depressive Selbst

Wer sich dem spätmodernen Subjektmodell annähern will, versucht es am besten über seine Kehrseite, dem *depressiven Selbst*, welches als konstruierter ‚kultureller Anderer‘ der Unternehmertum und Kreativität vereinenden hegemonialen

Subjektform diametral gegenübersteht (vgl. Lemke u.a. 2000: 30). Bemüht man sich, dem ‚Ideal-Ich‘ ein wenig näher zu kommen, tut man gut daran, das eigene Selbst als Projekt zu denken, an dem es beständig zu arbeiten gilt; denn im Bereich von Rationalität, Emotionen, intimen Beziehungen oder gar dem Verhältnis zum eigenen Körper lassen sich stets noch Optimierungen vornehmen (vgl. Bröckling 2007: 278f.). Der Einzelne gerät hierbei in ein Verhältnis zu sich selbst, für das der Begriff *Patchworkidentität* noch euphemistisch anmutet: Das kaleidoskopische ‚Projekt Ich‘ muss ein höchst fluides, plurales Ego aushalten, um sich selbst als individuelle ‚Marke‘ auf dem Basar von Arbeit, Freundschaft oder Partnerschaft erfolgreich anbieten zu können (vgl. Reckwitz 2010b: 132). Flexibilität bedeutet in diesem Sinne, sich ständig neuen Umständen anpassen zu können, ohne dabei gebrochen zu werden (vgl. Sennett 1998: 57).

Als Unternehmer des eigenen Lebens gehen ökonomischer Erfolg und Selbstverwirklichung Hand in Hand: Das aktive Subjekt übernimmt die Verantwortung für sein Leben, trägt die Risiken selbst, maximiert die Arbeitskraft ebenso wie das eigene Selbstwertgefühl und die Gesundheit (vgl. Bröckling 2007: 61). Was in der Arbeitswelt mithilfe von flachen Hierarchien, internen Wettbewerbsstrukturen und Anreizen für risikoreiches Handeln eingeübt wird, kann auf andere Lebensbereiche ausgeweitet

werden, sodass die „Parallelisierung von Individuum und Unternehmen“ (ebd.: 66) keinen Halt an den Toren zu Feierabend und Privatsphäre macht. Individualität gereicht dem *Ich-Unternehmer* zum Wettbewerbsvorteil, da die Identifikation mit sich selbst als Ware den Zwang zur Unterscheidung stets mit sich bringt (vgl. ebd.: 68). Hat man sich selbst und seine Biografie dann erst einmal eingehend optimiert, geht dem Individuum auf, dass der Zustand dauerhafter Überforderung den unliebsamen Begleiter des unternehmerischen Selbst nicht vergessen macht: „Die dauernde Angst, nicht genug oder nicht das Richtige getan zu haben, und das unabstellbare Gefühl des Ungenügens [...]. Keine noch so große Anstrengung gewährt Sicherheit, doch wer es an Härte gegenüber sich selbst mangeln lässt, dem ist das Scheitern gewiss.“ (ebd.: 74).

Vom Laufen im Hamsterrad

Als Maßstab im allgegenwärtigen Wettbewerb gilt Leistung, definiert als „Arbeit pro Zeiteinheit“ (Rosa 2012: 54). So verwundert es kaum, dass sich unter dem Eindruck einer nie schlafenden Konkurrenz auch unser Zeitgefühl grundlegend wandelt. Hartmut Rosa wähnt den heutigen Menschen entsprechend im Hamsterrad gefangen. Unter dem Eindruck, immer noch schneller rennen zu müssen, um nicht abgehängt zu werden, wird ‚der Schnellste sein‘ zum unfreiwilligen Selbstzweck erhoben (vgl. ebd.: 49).

Das Subjekt sucht nach Möglichkeiten ästhetischer Erfahrung und authentischer Entfaltung im Sinne eines ‚Künstlerideals‘, das sich von der Bürokratie, der sozialen Stattsicherung und der Routine der Angestelltenkultur abgrenzt – eben authentisch sein will.

Krank macht dabei nicht unbedingt das Zuviel an Arbeit, sondern in erster Linie das Fehlen jeglicher Zielhorizonte. Wozu stetig beschleunigen, wachsen, innovieren, wenn eine Verbesserung der Lebensqualität doch ausbleibt? Depression oder Burnout sind dieser Lesart gemäß als eine Extremform der Entfremdung zu verstehen, bei der die Arbeit oder das Leben ‚nichts zurückgeben‘, die ‚Resonanz‘ beziehungsweise die Anerkennung versagt bleiben. Wenn Erfolge nicht mehr genossen werden können, sondern nur als Zwischenstufe erscheinen, auf der man nicht verharren darf; sobald persönliche Beziehungen nicht mehr gepflegt werden können oder instrumentalisiert werden und man kaum noch Räume vorfindet, wo man sich bedingungs- und vorbehaltlos als Selbst angenommen fühlt, schlittert die Selbst- und Weltentfremdung immer öfter in die psychische Störung (vgl. Rosa 2014: 67f.).

Unternehmer trifft Künstlertum: Das Ideal der Kreativität

In der postfordistischen, projekt- und teamförmig organisierten Arbeitskultur würde das ausschließlich rational

und zweckgerichtet agierende Subjekt allerdings wie eine ‚arme Krämerseele‘ wirken, weshalb das *unternehmerische* mit dem *kreativen Subjekt* eine Liaison eingeht (vgl. Reckwitz 2010b: 500). Das Subjekt sucht nach Möglichkeiten ästhetischer Erfahrung und authentischer Entfaltung im Sinne eines ‚Künstlerideals‘, das sich von der Bürokratie, der sozialen Stattsicherung und der Routine der Angestelltenkultur abgrenzt – eben authentisch sein will (vgl. ebd.: 504). Nonkonformistisch, dynamisch und intrinsisch motiviert durch die individuelle Herausforderung, kreierte das Kreativsubjekt beständig Neuartiges und strahlt dabei idealerweise eher Jugendlichkeit denn Seriosität aus (vgl. ebd.: 508), sodass gilt: „Der Unternehmer ist kreativ, und der Kreative ist Unternehmer.“ (ebd.: 516f.).

Dieses Ideal des *Kreativunternehmers* büßt seine Wirkmacht außerhalb der Arbeitswelt kaum ein: Marktalog werden Menschen für persönliche Beziehungen wie Freundschaft oder Partnerschaft mit kalkulatorischem Blick ‚gewählt‘, weil man möglichst sicher gehen möchte, dass sich im gemeinsamen Kontakt die

Verwirklichung des Selbst voranbringen lässt und sich die Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten in der Gemeinsamkeit potenzieren (vgl. ebd.: 528). Wer sich demgegenüber zur Expressivität unfähig zeigt, nicht gern kommuniziert, einengt, emotions-, lust- und wenig experimentierfreudig wirkt, taugt wenig als Knotenpunkt eines Netzwerkes und muss sich mit sozialer Isolation abfinden (vgl. ebd.: 529). Um sicherzustellen, dass das Gegenüber die eigene Attraktivität und Popularität auch wahrnimmt, tut man stattdessen gut daran, einen individualästhetischen Konsumstil zu pflegen, für die ‚Fitness‘ des eigenen Körpers Sorge zu tragen und den Anschluss an digitale Technologien nicht zu verpassen (vgl. ebd.: 555).

Künstler und Unternehmer: Kann das gut gehen?

Wenig überraschend, dass sich die Beziehung zwischen Künstler und Unternehmer im Subjekt eher spannungsreich als harmonisch darstellt: Allein der Widerspruch zwischen dem Ästhetischen, Expressiven, Authentischen und der Innengewandtheit des Künstlers auf der einen Seite sowie der Kontingenz, Selbstoptimierung, Zweckrationalität und der Außenorientierung des Unternehmers auf der anderen Seite kann kaum zur Vorstellung eines kohärenten Selbst geschweige denn zu einem Gefühl von Selbstwirksamkeit beitragen (vgl. ebd.: 610). Letztere ist dem Selbst auf dem

Weg vom Konsumenten zum Käufer abhandengekommen, da zwar möglichst viele Waren und Erlebnisse in das Leben integriert werden, allzu oft aber die Zeit oder die Fähigkeit zum Genuss des Konsums fehlen.

Krise: Anlass und Chance zur Veränderung

In der so beschriebenen ‚Krise‘ steuert das Selbst, gemäß des griechischen Wortursprungs *krísis*, auf eine entscheidende Wendung zu, die sich massiven Störungen, Spannungen und Widersprüchen innerhalb der sozialen Ordnung verdankt (vgl. Dreher 2005: 497). In genau diesem Moment der Wendung liegt zugleich die der Krise inhärente Chance: In Zeiten der Stabilität und des Stillstandes vermag der Diskurs eindeutig zu regeln, was als das Denkbare, Sagbare, Machbare gilt (vgl. Landwehr 2009: 21). Eben dieses kann jedoch während einer Krise auf den Prüfstand gestellt und gänzlich neu verhandelt werden. Was bis dato als selbstverständlich, geradezu naturwüchsig erschien, offenbart nun seine soziale ‚Gemachtheit‘ und zeigt sich als das Ergebnis menschlicher Handlungen. Gerade noch unangefochtene Glaubenssätze, wie etwa die neoliberale Denkungsart, werden dementsprechend im Zuge der Finanz- und Wirtschaftskrise wieder diskutabel, ohne dass sich der Infragestellende einem ideologischen Generalverdacht ausgesetzt sieht (vgl. Hedtke 2010: 2). Die Lust an der Kritik kann sich

entfalten; die Fähigkeit, in Alternativen zu denken und Utopien zu entwickeln, kann erprobt werden – nicht die schlechteste Aussicht mit Blick auf die Zukunft. Ein so oder so ähnliches Nachdenken über Möglichkeiten zur Entschleunigung, einen größeren Raum für Resonanz- und Selbstwirksamkeitserfahrung sowie Denkanstrengungen zur Dekonstruktion eines Mythos des Wachstums als dem zivilisatorischen Projekt der Moderne (vgl. Welzer 2013: 35), könnte dem Selbst einen Teil der Verfügungsmacht über sich zurückgeben.

Subjektkritik ist Gesellschaftskritik

Von Nöten wäre alsdann der Wiedergewinn eines Gleichgewichts zwischen den Polen Individuum und Kollektiv. Die Erkenntnis, dass der Einzelne durchaus für sein Schicksal verantwortlich und haftbar zu machen ist, aber eben nicht nur (!), wie uns der Neoliberalismus fälschlicherweise glauben machen will, würde zur gelebten Einsicht. Demgemäß müsste Widerstand und Protest zum einen in der Sphäre des Privaten artikuliert werden, zum anderen hätte er ebenso Öffentlichkeit und damit Politik zu adressieren, gemäß dem Credo: Subjektkritik ist Gesellschaftskritik und Gesellschaftskritik ist Subjektkritik. In der Folge würde dem Selbst eine Bürde genommen: Nicht mehr das Ich allein ist mit vollem ‚unternehmerischen Risiko‘ für seine ‚Ich-AG‘ verantwortlich, sondern kann die gesellschaftlichen Be-

dingungsfaktoren, die ein Glücken oder Scheitern des gewählten Lebensentwurfs wahrscheinlicher machen, benennen, kritisieren und beeinflussen.

Derweil mehren sich erste, zaghafte Anzeichen dafür, dass insbesondere jüngere Menschen nicht willens sind, sich mit der *Krise des Selbst* als einem Dauerzustand abzufinden. Die Generation der zwischen 1980 und 1995 Geborenen wird medial bereits *Generation Y* (why) getauft: Sinn, Selbstverwirklichung, Zeit für Familie und Freunde stehen bei diesen derzeitigen und künftigen Arbeitnehmer_innen auf der Prioritätenliste bei der Jobwahl weit höher als monetäre Entlohnung oder altgediente Statussymbole wie etwa der Dienstwagen. In die Hände spielen könnte dieser Kohorte der demografische Wandel (vgl. Bund 2014). Diese demografische Trumpfkarte auszuspielen wäre ein erster Schritt zur Eindämmung der *Krise des Selbst* – man darf gespannt sein, ob weitere folgen.

ZUR AUTORIN

Britta Lammers, 26, studiert Germanistik und Politik-Wirtschaft (Master) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Zu ihren wissenschaftlichen Interessengebieten zählen: Kritische politische Bildung, Kulturwissenschaften, Qualitative Sozialforschung, Gouvernamentalitätsstudien.

LITERATUR

Bauman, Zygmunt (1995): *Ansichten der Postmoderne*, Hamburg: Argument.

Bauman, Zygmunt (2007): *Leben in der Flüchtligen Moderne*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1998): *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstandes gegen die neoliberale Invasion*, Konstanz: UVK.

Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bund, Kerstin (2014): *Wir sind jung... In: Zeit-Online vom 10. März 2014. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2014/10/generation-y-glueck-geld> (25.03.2014).*

Butterwege, Christoph (2010): *Globalisierung, Migration und Integration*. In: Breyvogel, Wilfried (Hrsg.): *Wie aus Kindern Risikoschüler werden. Fallstudien zu den Ursachen von Bildungsarmut*, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 235–253.

Demirović, Alex u.a. (2011): *Vorwort*. In: Demirović, Alex u.a. (Hrsg.): *VielfachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus*, Hamburg: VSA, S. 7–11.

Dreher, Sabine (2005): *Krise*. In: Nohlen, Dieter/Schultze, Rainer-Olaf (Hrsg.): *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe*. München: Beck, S. 497.

Ehrenberg, Alain (2008): *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hedtke, Reinhold (2010): *Editorial: Financial, Economic and Political Crises – Carrying Social Science Education on as Before?* In: *Journal of Social Science Education*, Jg. 9/1, S. 2–4.

Junge, Matthias (2006): *Zygmunt Bauman. Soziologie zwischen Moderne und Flüchtliger Moderne. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS.

Landwehr, Achim (2009): *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt am Main: Campus.

Lemke, Thomas / Krasmann, Susanne / Bröckling, Ulrich (2000): *Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung*. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–41.

Lyotard, Jean-François (1986): *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Wien: Böhlau.

Paech, Niko (2013): *Lob der Reduktion. Maßvolle Lebensstile*. In: oekom e.V. – Verein für ökologische Kommunikation (Hrsg.): *Vom rechten Maß. Suffizienz als Schlüssel zu mehr Lebensglück und Umweltschutz*, München: oekom, S. 16–24.

Paech, Niko (2014): *»Suffizienz und Subsistenz: Therapievorschläge zur Überwindung der Wachstumsdiktatur«*. In: *Konzeptwerk Neue Ökonomie e.V.* (Hrsg.): *Zeitwohlstand – Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben*, München: oekom, S. 40–52.

Reckwitz, Andreas (2010a): *Subjekt*, Bielefeld: transcript.

Reckwitz, Andreas (2010b): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist: Velbrück.

Rosa, Hartmut (2012): *Was heißt und zu welchem Ende sollen wir entschleunigen?* In: Fischer, Ernst Peter/Wiegandt, Klaus (Hrsg.): *Dimensionen der Zeit. Die Entschleunigung unseres Lebens*, Frankfurt am Main: Fischer, S. 35–68.

Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin.

Verhaeghe, Paul (2013): *Und ich? Identität in einer durchokonomisierten Gesellschaft*, München: Antje Kunstmann.

Welzer, Harald (2013): *Der Abschied vom Wachstum als zivilisatorisches Projekt*. In: Welzer, Harald/Wiegandt, Klaus (Hrsg.): *Wege aus der Wachstumsgesellschaft*, Frankfurt am Main: Fischer, S. 35–60.